

Sonntagsbrief

28. Februar 2021

Jürgen Cleve



Ich denke niemals an die Zukunft. Sie kommt früh genug.

Albert Einstein

Eine anstrengende Woche liegt hinter uns. Die Zahl der Infizierten in unserer Stadt ist kaum gesunken. Es ist eine diffuse Situation. Im Krisenstab unserer Pfarrei und in den Gremien haben wir lange überlegt, wie wir mit dieser Situation umgehen. Argumente wurden hin und her gewälzt. Schweren Herzens haben wir uns dann dazu entschieden, den Start der Gottesdienste doch in den März hinein zu verschieben. Oft haben wir gefragt: »Was wird dann sein? Wie ist die Lage in einigen Wochen?«

Wir möchten vorausschauend entscheiden und handeln. Das ist typisch für unsere Gesellschaft. Und mitten im Ausschau halten und im Spekulieren darüber was sein wird, mitten in der Zoom-Sitzung des Krisenstabs habe ich mich an einen Brief aus der Weihnachtspost erinnert, den ich aus der Benediktinerinnenabtei Mariendonk erhalten habe.

Abgesehen davon, dass einige meiner Stolen und Messgewänder dort in hoher handwerklicher Qualität und großem künstlerischem Geschick gefertigt worden sind, gibt es eine persönliche Verbindung in den Konvent hinein. Und es gibt eine theologische Verbindung, da einige der Ordensschwestern bedeutende kirchen- und theologiegeschichtliche Beiträge zu den antiken Kirchenlehrern verfasst haben. Dazu gehört auch die Äbtissin des Konvents *Sr. Christiana Reemts*, die den Weihnachtsrundbrief an die Freunde und Förderer verfasst hat.

Sie schrieb mitten in der Coronakrise zu Weihnachten über das Zeitverständnis der antiken Kirchenväter. Sie macht darauf aufmerksam, dass für die Menschen ein besonderes Zeitgefühl hatten. Während ihnen die Vergangenheit *vor Augen* stand, spürten sie die Zukunft in ihrem Rücken. Das Vergangene konnten sie sehen, das Zukünftige blieb für sie unsichtbar. Es war nicht zu erkennen.

Als ich den Weihnachtsbrief las, war mein erster Impuls: Das stimmt doch nicht, da wird es doch bestimmt auch Ausnahmen geben. Dem ersten Impuls des »Aber« habe ich dann doch nicht nachgegeben. Statt dessen habe ich überlegt, wie ich mir das heute am besten vorstellen kann. Gibt es eine Situation im Alltag, wo ich spüre: auf die Vergangenheit kann ich schauen; die Zukunft liegt hinter mir?

Zugegeben, ich habe lange gegrübelt und weiß auch nicht, ob das Bild, das ich gefunden habe, wirklich ganz zutreffend ist. Ich stelle mir nämlich eine Zugfahrt vor, bei der ich mit dem Rücken zur Fahrtrichtung sitze; also »rückwärts fahre«, wie wir manchmal sagen.

Während sich der Zug fortbewegt, kann ich nach vorne schauen und sehe alles, wo der Zug gerade gewesen und durchgefahren ist. Ich sehe das kleine Dorf mit dem hohen Kirchturm, den eben durchfahrenen Bahnhof, den Tunnel, in den der Zug unter dem lauten Pfiff der Lokomotive vor einigen Minuten eingefahren war. Und auch wenn ich die Orte nicht mehr real sehen kann, weiß ich doch; so sah das dort und dort aus. Von dem was kommt, bekomme ich erst etwas mit, wenn es denn da ist. Besonders interessant ist eine solche Zugfahrt dann, wenn sich dabei mit einem Mitreisenden unterhält, der genau gegenüber sitzt und schon auf das vorausschaut, was man selbst erst gesehen haben wird. Probieren Sie es mal aus.

Spielen ich »Rückwärts-Zugfahren« mit meinem Leben, bekomme ich eine große innere Ruhe. Vor mir steht, was ich alles schon erlebt habe. Vieles davon ist wunderschön und beglückend. Es steht mir ja nicht nur vor Augen; es riecht auch in der Nase, klingt in den Ohren, schmeckt auf der Zunge und kribbelt auf der Haut, Nicht alles, was mir so vor Augen steht, war gut. Da sind die dunklen Stunden und die wunden Punkte. Wie in jedem Leben sicher auch manches, was nicht mehr gut zu machen ist.

Wenn es mir so vor Augen steht, dann darf ich als glaubender Mensch auch sagen und erkennen: da war Gott mit dabei. Er ist da – und auch gerade jetzt, wo ich schreibe, und später, wenn Sie es lesen, dann ist er da. Mich beruhigt dieses Wissen – auch wenn ich dieses antike Lebensgefühl nur selten in meinem ganz anders strukturierten und geprägten Alltag übertragen kann. Denn die Art und Weise, wie wir zu denken gewohnt sind, ist schier übermächtig. Sie braucht aber nicht allmächtig zu werden. Daran hat mich der Weihnachtsbrief erinnert.

Unsere Zeit ist anders geprägt, Unsere Medien sind voll von Spekulationen darüber, was sein wird. Wir schmieden Pläne und entwickeln Projekte – auch in der Pastoral und sogar für die ganze Pfarrei. Getrieben halten wir Ausschau, um

die Zukunft zu gestalten. Das verbinden wir mit der Hoffnung, sie möge (immer) besser werden.

Das Gefühl, es sei jetzt gerade immer noch nicht gut genug, kann uns auch zur Verzweiflung treiben und in dauernden Überforderungsstress bringen. Immer mehr, immer anders, immer besser. Du musst was tun! Bleibe nicht stehen! Verändere Dich. »Träume nicht dein Leben, sondern lebe deinen Traum«!

Hinter der Maske von vielen, vermeintlich frommen Kalendersprüchen entdeckt man beim kritischen Hinsehen eine kaum verhohlene Drohgebärde: »Du bist nicht gut, so wie Du bist. Ich aber kenne den Weg und besitze die Methode, wie Du gut werden kannst. Streng dich an! Ich habe sogar die Mittel und die Ware(n), um Dich gut werden, gut aussehen und gut dastehen zu lassen. Du hast die Mittel dafür: kaufe sie!. Falls nicht, gebe ich dir gerne Kredit, den du freilich mit Zins und Zinseszins zurückzahlen musst.«

Gegen diesen Veränderungswahn von heute kommt sogar die Botschaft des Evangeliums kaum an, die uns Jesus »vor Augen« stellt, den mitfühlenden Freund und Bruder, den Mitleidenden und den Verklärten, der alles klar macht. Er sagt uns: Gib dich zufrieden mit dem was dir vor Augen ist. Wie ist wohl der »antike« Apostel Paulus mit dem Satz klar gekommen: »*Meine Gnade genügt dir; denn die Kraft wird in der Schwachheit vollendet*« (2 Kor 12,9)? Nicht viel selbst tun, sich vom Liebesblick Gottes in Jesus Christus anschauen lassen und die ausgegossene Liebe Gottes im Herzen spüren – einfach mal in dieser Woche ausprobieren? Einen guten Sonntag wünscht

Ihr / Euer / Dein

